

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 5

Artikel: Glück und Ende meiner Karriere als Zeitungsmanager
Autor: Schnegg, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070476>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GLÜCK UND ENDE

*meiner Karriere
als Zeitungsmanager*

VON E. SCHNEGG

Das Schicksal am Telefon

IM schönen Monat Mai des Jahres 1949 erhielt ich eines Tages aus einem berühmten Schweizer Kurort unerwartet einen Telefonanruf. Eine mir wohlvertraute weibliche Stimme fragte mich: «Hast du Lust, einen gut bezahlten Posten bei einer neuen Schweizer Zeitung in englischer Sprache anzunehmen?»

Anlässlich dieses Telefongesprächs erfuhr ich zum erstenmal vom Dasein einer Zeitung namens «Swiss Reporter». Dabei kannte ich mich im schweizerischen Blätterwald von Berufs wegen seit einem Jahrzehnt gründlich aus. Ich wirkte damals als freier Journalist für eine ganze Reihe von Schweizer Zeitungen und Zeitschriften. Meine Haupttätigkeit bestand in der Bearbeitung angloamerikanischen Materials. Ferner übersetzte ich englische, französische, italienische und spanische Artikel und hatte daneben gerade die Übertragung zweier Romane der angelsächsischen zeitgenössischen Literatur für Schweizer Verlage beendet. Meine Einnahmen waren für meine bald dreißig Jahre bescheiden. Längere Auslandsreisen hatten mich zur Überzeugung gebracht, daß für einen strebsamen jungen Mann außerhalb der Grenzen die Möglichkeiten größer sind als in der Heimat. Ich war ohnehin entschlossen, bei der ersten Gelegenheit mein Betätigungsfeld zu wechseln. Ich hatte deshalb keine Veranlassung, das eben erfolgte Angebot ohne weiteres auszuschlagen, reiste also schon am nächsten Tag mit dem ersten



Zug nach dem berühmten schweizerischen Kurort, von dem aus mich meine Bekannte angerufen hatte. Dort angekommen, machte ich die Bekanntschaft eines Vertreters der englischen Hocharistokratie, an den mich meine Bekannte verwiesen hatte.

Der gute Mann, er war fast zwei Meter hoch und mochte an die 60 Jahre zählen, ließ mich, obschon er über den Zweck meines Besuches genau im Bilde war, doch zwei volle Tage lang in meinem Hotel wohnen, ohne auch nur mit einem Wort den Gegenstand meines Besuches zu erwähnen. Statt dessen führte er mir in seiner Wohnung seine diversen Hunde und Katzen vor, machte mich mit einer Handbewegung mit seiner Gattin, einer Verwandten des englischen Königshauses, bekannt, und traktierte mich mit zahllosen Gläsern Kirsch.

Ich hätte es für falsch gehalten, mit Fragen vorzuprellen. Ich wartete den Zeitpunkt ab, den mein Gesprächspartner für geeignet hielt, um auf die geschäftliche Seite meines Besuches zu sprechen zu kommen.

Am dritten Tag endlich holte mein Gastgeber aus einer Ecke seiner Bibliothek einen verstaubten Stapel Exemplare des «Swiss Reporter» hervor. Er erklärte, daß die jungen Amerikaner, welche diese Zeitung im Februar des Jahres gegründet hätten, zur Ansicht gekommen seien, die Lage auf dem schweizerischen Markt nicht genügend zu kennen; er habe von meiner Bekannten gehört, ich sei hier Fachmann, und er frage mich im Namen

seiner jungen amerikanischen Freunde, ob ich Lust habe, mich um die Verkaufsprobleme des «Swiss Reporter» zu kümmern. Ich hatte Lust.

Glanzvoller Auftakt

ZWEI Wochen später fuhr ich nach Genf, um mein eventuelles neues Tätigkeitsgebiet näher kennenzulernen. Mit der Equipe des «Swiss Reporter» wurde ich dort zum erstenmal bei einer Party bekannt, die Mr. X, der Finanzmann, und Gail Holmes, der Chefredaktor und Initiant, zu Ehren ihrer Zeitung veranstaltet hatten.

Der Empfang fand in einem der besten Lokale Genfs statt. Die Gäste waren ausländische Diplomaten, Damen der englischen Gesellschaft, ein englischer Baron, ein Mitglied des englischen Parlaments und Leute aus den reichsten Genfer Familien. Auf einem Riesentisch waren die kostbarsten und erlesensten Spezialitäten in verschwenderischer Fülle aufgestellt. Da gab es Kaviar, kalte Forellen und kalte Enten. Dazu wurde Champagner getrunken. Die Cocktail-Party hatte sich um 5 Uhr nachmittags auf der wunderschönen Terrasse direkt am See zusammengefunden und unterhielt sich bis um Mitternacht auf Kosten des «Swiss Reporter» glänzend.

Im Verlaufe dieses Abends kamen meine Anstellungsbedingungen mit Mr. X und Gail Holmes zur Sprache. Man bot mir als «Circulation Manager» ein monatliches Fixum von Fr. 1200.—, die Vergütung aller



Reisespesen und eine Provision von 10 % vom gesamten Verkauf der Zeitung. Das Angebot ließ sich hören, und ich sah keinen Grund, diesem zu mißtrauen. Die ganze Aufmachung des gesellschaftlichen Anlasses, dem ich beiwohnte, hatte mich tief beeindruckt. Ich war überzeugt, es bei den Leuten um den «Swiss Reporter» mit angesehenen und reichbemittelten Ausländern zu tun zu haben, die ein Geschäft, wie es eine Zeitung darstellt, zwar wohl anders an die Hand nehmen, als es in unserem kleinen Lande üblich ist, aber warum sollte es nicht auch so gehen? Ich schlug also zu.

Im Juli 1949 trat ich dann meine Stelle an. Mein erster Besuch der Geschäftsräume des «Swiss Reporter» ernüchterte mich. Die Büros befanden sich in einer privaten Vier-Zimmer-Wohnung im ersten Stock eines Mietshauses. Die Wohnung gehörte einem jungen Ehepaar, das froh war, das magere Haushaltbudget durch das Untermieten von zwei leeren Zimmern etwas aufzubessern. Mein Arbeitgeber, Mr. X, wies mir einen kleinen, wackeligen Tisch zu, einen ebenso wackeligen Stuhl und — eine bildhübsche Sekretärin. Diese, die Tochter eines englischen Generals, gehörte mit zum Besten, was der «Swiss Reporter» damals noch zu bieten hatte. Aber einen Fehler hatte auch sie. Das neunzehnjährige Ding, ihres Zeichens Studentin an der Universität Genf, sprach wohl ziemlich fließend Französisch, aber von Stenographie und Maschinenschreiben hatte sie keinen Hochschein. Ich gewöhnte es mir daher gleich von Anfang an an, meine Korrespondenz auf einer Schreibmaschine aus den Kinderjahren dieser Erfindung selber zu tippen.

Schon am ersten Arbeitstag mußte ich ferner feststellen, daß in diesem Unternehmen die sonst für Geschäftsbetriebe immerhin nützliche Einrichtung der Buchhaltung, der Abonnentenkontrolle, der Archivierung, nur höchst primitiv etabliert war. Das Postscheckheft wies bloß lakonische Abschnitte von getätigten Geldabhebungen auf. Die grünen Eingangsquittungen waren von der Hauskatze so ziemlich über die ganze Wohnung zerstreut worden. Das schien niemanden zu bekümmern. Dafür ging es in den beiden Büros zwischen den zahlreichen Angestellten um so lauter her. Es war mir schleierhaft, welche Funktionen die insgesamt elf Leute, die ich

am ersten Tag in meinem Büro kennenlernte, ausübten. Es ist mir bis heute schleierhaft geblieben. Tatsache war, daß keine einzige Seele der ganzen Gesellschaft auch nur ein Wort Deutsch sprach. Über mehr oder weniger mangelhafte Französischkenntnisse verfügte vielleicht die Hälfte. Niemand außer mir schrieb mit mehr als zwei Fingern auf der Schreibmaschine.

Die Geburt einer Idee

NACH und nach bin ich dann in die Geheimnisse der Gründung des «Swiss Reporter» eingedrungen. Ich erfuhr, daß sich im Winter 1948/49 in Genf zufällig zwei junge Amerikaner getroffen hatten. Der eine zählte zwanzig Lenze, war 1,50 m groß und trug ausschließlich dunkle Maßanzüge mit einer Nelke im Knopfloch und machte die Straßen von Genf mit einem riesigen Wagen amerikanischer Herkunft aus dem Jahre 1935 unsicher. Der junge Mr. X hatte seinen Vater mit 15 Jahren verloren und war von seiner Mutter erzogen worden. Zum Zeitpunkt seiner Volljährigkeit war ihm ein Teil seines Erbes ausbezahlt worden, groß genug, um einer Schweizer Familie mehrere Jahrzehnte lang ein sorgenfreies Leben zu gewährleisten. Aber bei den Lebensgewohnheiten dieses jungen Herrn wunderte es mich nicht, daß das Geld schnell verfloß.

Bei dem andern Ausländer handelte es sich um einen amerikanischen Studenten von 24 Jahren, einen ehemaligen Flieger der amerikanischen Luftwaffe in Ostasien, Ehemann einer zarten, rotlockigen Amerikanerin und Vater eines einjährigen Kindes. Er war auf Grund der «G. I. Bill of Rights» nach dem Krieg nach Europa gekommen, die ihm die finanziellen Grundlagen gab, um hier seine in USA begonnene Ausbildung als Journalist zu vollenden.

Dieser Mann, namens Gail Holmes, war in Genf auf die Idee gekommen, das Fehlen einer Zeitung in englischer Sprache im schweizerischen Blätterwald bedeute eine große Lücke, die er unbedingt schließen müsse. Es war ihm daraufhin ferner in eben jenem Winter 1948/49 gelungen, Mr. X bei einem gesellschaftlichen Anlaß von der Notwendigkeit der Verwirklichung seiner Idee zu überzeugen. Mr. X war von dem Einfall Gail Holmes sofort restlos begeistert gewesen und

hatte ihm versprochen, in kürzester Zeit das nötige Geld für den Start der Zeitung zu beschaffen. Für den Anfang stellte er die Hälfte seines Erbanteiles in Form eines Bankkontos zur Verfügung, und Gail Holmes machte sich auf die Suche nach Büroräumlichkeiten. Sie wurden im vierten Stock eines eleganten Geschäftshauses an der größten Geschäftsstraße, der Rue du Mont-Blanc, gefunden. Mitarbeiter, die für gutes Geld gerne ihre Zeit opfereten, gab es unter den englischen und amerikanischen Studenten an der Universität mehr als genug. Es ließ sich auch ohne Schwierigkeiten ein Drucker ausfindig machen.

Mr. X war nicht kleinlich gewesen. Er hatte rund zwanzig Redaktoren und Redaktorinnen, Sekretärinnen, Archivare und Reporter angestellt und sich selber ein feudales Redaktionsbüro eingerichtet.

Inzwischen hatte sich Gail Holmes in die Vorbereitungen für die erste Nummer gestürzt. Eine kleine Schwierigkeit war allerdings schon damals aufgetreten. Es war nötig gewesen, vom Departement des Innern in Bern eine besondere Bewilligung einzuholen, weil die Herausgeber der neuen Zeitschrift Ausländer waren und auch das Kapital aus ausländischem Besitz stammte. Dieses Hindernis wurde dadurch überwunden, daß der Besitzer der Druckerei bereit war, als Verleger einzuspringen.

Gail Holmes, der Chefredaktor, war ein ehrlicher, ungemein sympathischer junger Mann, ein Idealist, wie er im Buche steht. Seine einzige Ausbildung bestand im einjährigen Besuch einer amerikanischen Journalistenschule. Das hinderte ihn nicht, sich selbst als voll austrainierten Redaktor zu betrachten. Nach dieser Ausbildung war er in den Kriegsdienst eingezogen worden.

Obschon also Holmes nie zuvor praktisch in einem Zeitungsbetrieb gestanden hatte, erwies er sich als ungemein tüchtiger Journalist. Er hat heute noch meine volle Sympathie. Aber der Sinn für das Praktische ging ihm ganz ab. Ihn interessierte ausschließlich die Beschaffung neuer, interessanter Artikel. Für die kaufmännische Seite des «Swiss Reporter» fehlte ihm jedes Verständnis. Sein Hauptfehler jedoch war gewesen, daß er wirklich geglaubt hatte, es bestehe ein dringendes Bedürfnis nach einer Schweizer Zeitung englischer Sprache, und es ihm gelungen war, Mr. X mit seiner Begeisterung anzustecken.

Keiner der beiden Zeitungsgründer hatte auch nur einen Augenblick erwogen, sich mit Fachleuten des schweizerischen Zeitungsmarktes zu unterhalten.

Der Schritt ins rauhe Leben

Die erste Nummer des «Swiss Reporter» im Umfang von zwölf Seiten (später wurde dieser auf acht Seiten vermindert) erschien in einer Auflage von 25 000 Exemplaren. Es wurden kaum fünf Prozent davon verkauft, der Rest blieb liegen oder wurde gratis als Propagandamaterial an Hotels, Reisebüros usw. verschickt.

Nun, die junge, begeisterte Gesellschaft sagte sich mit Recht, daß der Name einer Zeitung erst bekannt werden muß, bevor sich die Leute daran gewöhnen, regelmäßig eine Nummer zu kaufen oder gar die Zeitung zu abonnieren.

Mr. X unternahm ausgedehnte Geschäftsreisen. Er flog nach Frankfurt und Berlin, reiste erste Klasse nach Paris und London. Welchen geschäftlichen Zwecken diese Auslandsfahrten dienten, weiß ich im einzelnen nicht. Etwas besser im Bilde bin ich über die Gründe, weshalb seine Reisen in der Schweiz keine bessern Ergebnisse erzielten. Seine Verhandlungen mit der schweizerischen Zentrale für Verkehrsförderung und andern schweizerischen Stellen, die seiner Sache hätten nützlich sein können, führten zu keinem Erfolg, weil der kleine Mann der Überzeugung war, die Herren müßten ihm eigentlich dankbar sein, daß er mit seinem Geld die geniale Idee einer Schweizer Zeitung in englischer Sprache verwirklichen wollte, und sich dementsprechend verhielt. Mr. X konnte einfach nicht verstehen, daß er, der nach seinem Ermessen dem angloamerikanischen Tourismus in der Schweiz einen unschätzbaren Dienst erwies, eher kühl aufgenommen wurde. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß die schweizerischen Stellen über eine unverhältnismäßig größere Erfahrung in diesen Dingen verfügten und ihm und seinem Chefredaktor vorsichtig begegnen mußten.

Die Zeitung selbst war interessant ausgestattet. Der Chefredaktor hatte ein gutes Auge für alle möglichen Dinge, die in unserm Lande für einen Ausländer sehens- und bemerkenswert sind. Dieser Tatsache war zu ver-

danken, daß die ersten Inserenten verhältnismäßig leicht gefunden werden konnten.

Die Akquisition der Inserate war zwei jungen Engländern anvertraut. Bei dem einen handelte es sich um einen ehemaligen Matrosen, beim andern um einen frühern Korporal eines Tankregiments in Palästina. Sie waren nach dem Krieg per Autostopp in die Schweiz gekommen. Ihre Barschaft stammte vom zurückbehaltenen Sold, der ihnen bei der Entlassung ausbezahlt worden war. "Let's go and see Europe", war ihr Losungswort gewesen. Als sich ihre Mittel dem Ende zu neigten, fristeten sie mit acht andern Ausländern ihr Leben so, daß sie Kaffee von der Schweiz nach Frankreich schmuggelten. Aus dem Erlös ihrer schwarzen Geschäfte beabsichtigten sie ein Schiff zu kaufen, um damit Schmuggel zu treiben. Da hatte einer der beiden zufällig den «Swiss Reporter» in einem Kiosk gesehen. Er hatte diesen gekauft und daraufhin Mr. X aufgesucht. Dieser stellte die beiden sofort ein. Er gewährte ihnen 35 Prozent der eingebrachten Insertionsaufträge und eine Vergütung der Spesen.

Keiner der beiden sprach ein Wort Deutsch. Der ehemalige Tankführer verfügte wenigstens über einige Brocken Französisch, während die Sprachkünste des Matrosen sich auf sein Cockney-Englisch beschränkten. Aber die beiden Boys hatten trotzdem Erfolg. Viele Geschäftsleute, die sie besuchten, empfanden Freude an den unternehmungslustigen Reisenden. Der eine der beiden brachte mehrere Wochen lang pro Woche mehr als eine ganze Seite Inserate herein. Das trug ihm bei einem Seitenpreis von Fr. 850.— die ansehnliche Summe von Fr. 355.— pro Woche ein.

Aber das Hauptproblem hatte trotz aller Bemühungen der ganzen Equipe nicht gelöst werden können. Die Verkaufsergebnisse waren mehr als unbefriedigend geblieben. Die schweizerischen Zeitungsvertriebsgesellschaften übernahmen wohl einen kleinen Teil der Auflage, vielleicht 1000 Stück. Diese wurden gut sichtbar an Kiosken im ganzen Lande herum aufgehängt und aufgelegt, aber es fehlte an der Hauptsache, am Interesse der Leser.

Da die Finanzierung der Zeitung von Mr. X allein bestritten wurde, bezog er das Geld für seine persönlichen Ausgaben und für diejenigen der Zeitung aus dem gleichen Konto. Geldeingänge aus Inseratenrechnungen, die von einer Sekretärin monatlich getippt wur-

den, gingen auf ein Postscheckkonto, die mageren Einnahmen aus dem Kioskverkauf waren kaum der Rede wert. Dafür aber verschlang der ganze Apparat zusammen mit den Druckrechnungen jede Woche Beträge von mehreren Tausend Franken.

Solang Mr. X noch über genügend Geld auf seinem Bankkonto verfügt hatte, waren die Rechnungen mehr oder weniger regelmäßig bezahlt worden. Heikler war die Sache erst geworden, als die persönlichen Geldmittel des Mr. X, schneller, als er gedacht hatte, zur Neige gingen. Als erste Sparmaßnahme vor meinem Eintritt war der Umzug in die bescheideneren Büros vorgenommen worden, die ich dann vorfand.

Von Katzen, Apéritifs und einem guten Journalisten

NACH meinem Eintritt in den Betrieb versuchte ich mir zuerst einmal ein Bild über die Geschäftslage und die Funktionen der verschiedenen Angestellten zu machen. Die einzige Tätigkeit meiner Mitarbeiter, die ich sofort mit unbedingter Sicherheit feststellen konnte, war, daß diese von Zeit zu Zeit auf Rechnung der Zeitung in dem Restaurant im Erdgeschoß des Hauses einen Pernot bestellten (am Ende des ersten Monats wurde übrigens für derlei Aufwendungen Mr. X eine Rechnung von Fr. 480.— präsentiert, die dieser ohne Einwendungen bezahlte).

Erst als mir einer der Studenten, der die Abonnentenkontrolle zu führen hatte, auf die Frage, die ich als Circulation Manager sicher das Recht zu stellen hatte, nämlich, wie viele Abonnenten die Zeitung habe, antwortete: «Das geht dich nichts an, die Abonnentenkartei ist meine Sache», da verlor ich die Geduld. Ich erklärte dem jungen Amerikaner, der mit der Katze auf dem Tisch spielte, daß ich mich mit einer solchen Antwort nicht abfinden könne. Ich ging ins Büro von Mr. X und bat meinen «Generaldirektor», mir das Gehalt auszuzahlen, ich könne nicht weiter in seinem Laden arbeiten.

Auf die Frage, was mir denn über die Leber gekrochen sei, erklärte ich ihm unumwunden, daß in seinem Geschäft sechs bis sieben Angestellte zuviel seien und ich nicht daran denke, in einem Betrieb weiter zu arbeiten, in dem ich mir nicht einmal die Grundlagen

für eine vernünftige Tätigkeit beschaffen könne.

Als Mr. X sah, daß es mir mit diesem Entschluß ernst war, lenkte er ein und bat mich, den Bürobetrieb nach eigenem Ermessen umzuorganisieren.

So sehr ich einerseits bedauerte, einem halben Dutzend ausländischer Studenten den angenehmen Brotkorb wegzunehmen, entließ ich doch alle überflüssigen Angestellten. Außer dem Chefredaktor Holmes und seinem Stellvertreter, einem jungen Amerikaner, blieb schließlich nur noch ein junger Mann deutscher Abstammung als Sekretär übrig, der wenigstens imstande war, Diktate in deutscher und französischer Sprache stenographisch aufzunehmen und in die Maschine zu übertragen. Als uns dann auch dieser verließ, weil er nur einen Bruchteil seines Gehaltes ausbezahlt bekam, fand sich eine junge, in Sprachen sehr bewanderte Emigrantin bereit, in unserm Bürobetrieb als Sekretärin zu arbeiten, obschon ich ihr zum voraus erklärte, es sei fraglich, ob ich ihr am Ende des Monats das Gehalt voll ausbezahlen könne.

Dem Chefredaktor und seinem Stellvertreter fiel nun ein bedeutend größeres Arbeitspensum zu. Gail Holmes versuchte mich davon zu überzeugen, daß in Amerika für die Führung einer Zeitung bedeutend mehr als nur zwei Redaktoren erforderlich seien. Erst als er am Ende des laufenden Monats bloß einen Teil seines Gehaltes erhielt, weil Mr. X gerade keine flüssigen Mittel mehr besaß und die Zeitung äußerst dürftige Inseraten- und Verkaufseinnahmen hatte, leuchtete ihm meine Überlegung ein, daß man auch als Zeitungsunternehmer nicht mehr ausgeben könne, als man besitze oder verdiene.

So unglaublich die geschäftliche Ahnungslosigkeit unseres Chefredaktors war, so mußte ich doch immer wieder sein redaktionelles Geschick bewundern. Auch die journalistische Begabung unseres verbliebenen amerikanischen Reporters imponierte mir. Der letztere war z. B. von unserm Chefredaktor nach Bern geschickt worden, um Stoff für einen Artikel über das schweizerische Regierungssystem zu sammeln. Er brachte es im Laufe weniger Stunden fertig, auf Grund von Informationen, die er bei Kellnern, Hotelportiers und bei Weibern im Bundeshaus zusammengetragen hatte, das Funktionieren der schweizerischen

Staatsmaschinerie so kurz, klar und anschaulich darzustellen, wie ich es als Schweizer nie fertiggebracht hätte.

Als ein anderesmal die schweizerische Sitte des St.-Niklaus-Festes die Aufmerksamkeit unseres Redaktors erregt hatte, brachte er innert kurzer Zeit über dieses Fest und die damit verbundenen Traditionen, die dem Amerikaner völlig ungewohnt waren, einen auch für mich ebenso lehrreichen wie unterhaltenen Artikel zusammen.

Mit der Mappe unter dem Arm

AUF Grund der Abonnentenkartei, einem Auszug aus dem Postscheckkonto, den ich von der Postdirektion erstellen ließ, sowie aus den Korrespondenzen mit den Kioskgesellschaften ergab sich ein trübes Bild unserer Lage. Mr. X verschwieg mir, was an Kapital noch vorhanden war, und ich mußte versuchen, mit den Schwierigkeiten selbst fertig zu werden. Ich erfuhr nun übrigens, daß ich bereits der sechste Circulation Manager war, wenn auch der erste schweizerischer Nationalität.

Die wenigen Abonnenten, die wir hatten, kamen von Wirtschaften, Hotels und von einigen Engländern und Amerikanern. Eine größere Anzahl fester Bezüger brachten wir ferner herein, indem wir den «Swiss Reporter» den amerikanischen Frauenclubs in Zürich, Bern und Basel als Clubinformationsorgan zur Verfügung stellten.

Der Vertrieb der Zeitung, für den ich eigentlich angestellt war, gab um so weniger zu tun, als sich für Werbemaßnahmen, die ich Mr. X vorschlug, kein Geld auftreiben ließ. Das Experiment, den Preis der Nummer, der bis jetzt 50 Rp. betragen hatte, auf 20 Rp. herabzusetzen, brachte nur ganz vorübergehend eine leichte Steigerung des Verkaufs.

Ich versuchte nun, wenigstens das Inseratenwesen auf die Beine zu stellen. Die beiden Exsoldaten hatten sich erschöpft. Sie brachten keine Inserate mehr herein. So trug ich mich mit dem Gedanken, selbst auf die Inseratenakquisition zu gehen, um mein Gehalt wirklich zu verdienen.

Inzwischen hatte ich die Auflage drastisch eingeschränkt, um die hohen Herstellungskosten zu ermäßigen. Dennoch kamen wir von unserm wöchentlichen Defizit nicht weg; denn mit dem fortschreitenden Herbst, dessen dramatischer Höhepunkt die Abwertung des eng-

lischen Pfunds war, wurde im Fremdenverkehrswesen unseres Landes eine panikartige Stimmung erzeugt. Die ohnehin schon magern Verkaufsergebnisse gingen noch mehr zurück.

Ende Oktober verreiste Mr. X für drei Wochen nach England, angeblich um eine Erbschaftsangelegenheit zu erledigen. Er ließ uns ohne Gehalt und ohne Geld zurück. Gail Holmes machte sich deswegen keine Sorgen. Er war von der Daseinsberechtigung seiner Zeitung so felsenfest überzeugt, daß ihm die augenblicklichen Schwierigkeiten kein ernsthaftes Kopfzerbrechen verursachten, und wenn er von seinem Gehalt nur Bruchteile oder einmal auch gar nichts erhielt, so lebte er eben von den Fr. 500.—, die ihm auf Grund der «G. I. Bill of Rights» als ehemaligem Soldaten zukamen.

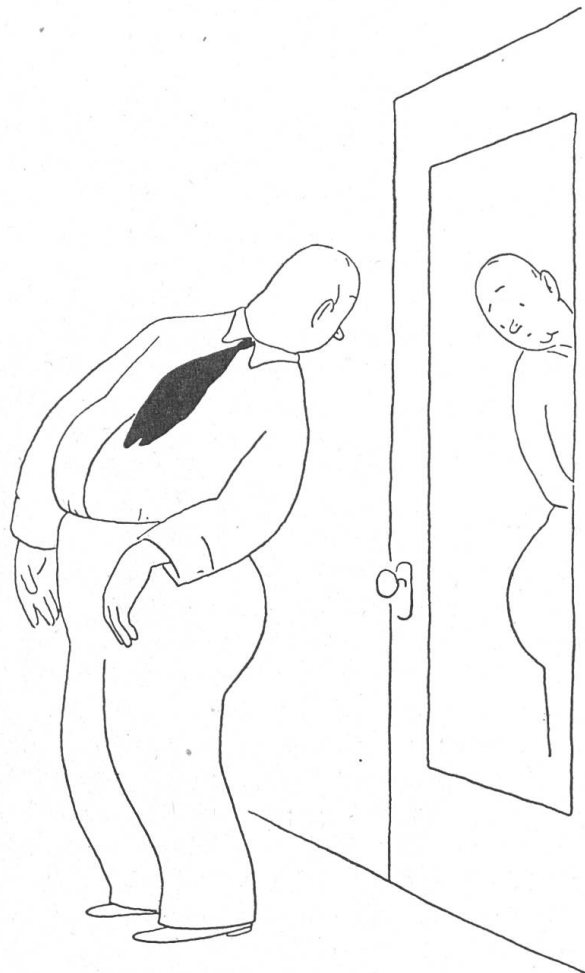
Ich verübelte Mr. X sein ungeschäftliches Verhalten im Gegensatz zu Gail Holmes; aber die Überzeugungskraft des letztern war doch so groß, daß auch ich es immer noch für nicht unmöglich hielt, die Zeitung zu retten. Theoretisch wäre es denkbar gewesen, angloamerikanische Vereine und Organisationen und schließlich auch Organe der Verkehrskreise für das Blatt zu interessieren, wenn man das von Anfang an, als noch Geld vorhanden war, richtig an die Hand genommen hätte. Dieser Weg schien mir nun verbaut. Es blieb also nur die Inseratenakquisition übrig. Der Gedanke, mit der Aktentasche von Ladentüre zu Ladentüre und von Hotel zu Hotel als Vertreter zu wandern, kam mir zuerst als ein Greuel vor. Der Anfang war auch nicht leicht; jedoch wurde ich besonders in den Hotel- und Gastwirtschaftskreisen unerwartet freundlich aufgenommen. Wenn es mir möglich gewesen wäre, für die achtseitige Nummer zwei bis zweieinhalb Seiten Inserate aufzutreiben, so wären wir bei unserem hohen Inseratenpreis so ziemlich auf unsere Kosten gekommen. Aber nur zwei Wochen gelang es mir, dieses Ziel zu erreichen. Ich konnte ja nicht immer auf die Reise gehen, ich mußte auch noch in Genf zum Rechten sehen.

Mr. X kümmerte sich nach seiner Rückkehr aus England praktisch nicht mehr um die Zeitung. Jedesmal, wenn ich von der Reise ins Büro kam, fand ich dort eine ins Unendliche gewachsene Pendenzmappe mit Briefen und mit Rechnungen, vor allem mit Rechnungen.

Unheimliche und verheimlichte Schulden

So traf denn bald das ein, was eigentlich schon lange fällig war. Als ich an einem regnerischen Freitagabend müde und durchgefroren auf mein Büro in Genf zurückkehrte, fand ich auf dem Tisch eine Aufforderung des Druckers, mich bei ihm sofort zu melden. Ich beeilte mich, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

Man ist nicht älter geworden, ⑤
aber die **W**elt hat sich verändert.



Die Stoffe, welche die Schneider heutzutage verwenden, haben sich merkwürdig verschlechtert. Alle meine Kleider gehen nach kurzer Zeit ein, vor allem an den Hüften und am Sitz.

Der Drucker, der mich empfing, war nicht viel älter als ich. Er und sein Prokurist forderten mich auf, in seinem Privatbüro Platz zu nehmen. Darauf eröffneten sie mir, daß sie den Druck des «Swiss Reporter» nicht mehr länger übernehmen könnten, wenn die aufgelaufenen Rechnungen von einem Totalbetrag von rund Fr. 20 000.— nicht innert kürzester Frist bezahlt würden.

Meine erste Frage galt Mr. X. Die Auskunft, die ich bekam, ließ mich zuerst einmal leer schlucken. Die beiden Herren erklärten mir, Mr. X habe seine Rechte an der Zeitung mir und Gail Holmes abgetreten. Mir war anfänglich nicht ganz klar, wie das gemeint war. Mr. X konnte doch nicht erwarten, daß Gail Holmes und ich, die beide über gar kein Kapital verfügten, damit einverstanden wären, im Austausch gegen die imaginären Rechte an der Zeitung die aufgelaufene Schuldenlast zu übernehmen.

Der Drucker hatte aber einen Vorschlag zur Güte bereit. Er erklärte sich einverstanden, den Druck auch weiterhin zu übernehmen, selbst wenn die Einnahmen die Druck- und andern Unkosten nicht ganz abdecken würden, wenn wir ihm dafür die Einnahmen aus den Inseraten abtreten wollten. Ich erbat mir eine kurze Denkfrist und suchte Gail Holmes auf. Dieser war bereits im Bild. Ich war zornig auf Mr. X, der uns in diese Lage gebracht hatte, aber Gail Holmes verstand es, meine Erregung zu zerstreuen. Schließlich war ich wirklich so weit, mich einverstanden zu erklären, mit Gail Holmes zusammen künftig die Verantwortung für die Geschäftsführung zu übernehmen, wenn sich Mr. X schriftlich verpflichtete, die bisherigen Schulden der Zeitung zu übernehmen. Mr. X gab dazu seine Unterschrift.

An jenem Tag erklärte ich dem Studenten, der als zweiter Redaktor diente, und der jungen Emigrantin, daß ich noch einen Rettungsversuch wagen wollte, wenn alle bereit seien, die festgesetzten Minimalgehälter nur nach Maßgabe der vorhandenen Mittel zu beanspruchen. Das gleiche galt für mich und den Chefredaktor. Daraufhin reiste ich sofort wieder ab, um meine Werbetätigkeit noch zu steigern.

Aber die Zeit war ungünstig. Die Abwertung des Pfundes verhinderte die am Wintertourismus interessierten Firmen, sich in Auslagen zu stürzen. Die Büromiete konnte nicht mehr rechtzeitig bezahlt werden, und schließ-

lich wurde uns noch das Telefon gesperrt, weil die Rechnung monatelang nicht mehr bezahlt worden war. Noch schöner! Es begannen sich Gläubiger zu melden, von denen ich überhaupt nichts wußte.

Eines Morgens wurde ich zu Hause ans Telefon gerufen. Es meldete sich eine Frauenstimme in französischer Sprache mit stark englischem Akzent: «Wie ich höre, sind Sie der neue Direktor und Besitzer des „Swiss Reporter“. Ich möchte Sie bitten, mich so rasch als möglich zu besuchen. Ich setzte mich voll übler Erwartungen in meinen Wagen und fuhr an die angegebene Adresse. Ich hatte angenommen, irgendeine Dame der englischen Kolonie in einem Miethaus vorzufinden. Statt dessen fand ich an der angegebenen Straße und Nummer eine hochherrschaftliche Residenz in einem riesigen Park. Ich wurde von einem Hausdiener im Frack mit Regenschirm empfangen und in ein Zimmer geführt, in dem im Kamin ein heimeliges Feuer knisterte. Kurz darauf erschien Madame. Sie war die Gattin eines großen Genfer Industriellen. Englischer Abstammung, kannte sie den jungen Mr. X durch die Vermittlung ihres Mannes. Diese Dame nun hatte Mr. X vor Monaten die runde kleine Summe von Fr. 10 000.— geliehen, die er, wie er erklärte, für einige Tage brauche, weil eine Überweisung aus Amerika für ihn noch nicht eingetroffen war. Seither hatte sich Mr. X nie mehr bei ihr blicken lassen. Als sie nun kürzlich Mr. X am Telefon erwischte und ihn an die Rückzahlung seines Darlehens erinnerte, hatte dieser ihr erklärt, ich hätte die Zeitung mit allem Drum und Dran übernommen.

Ich erklärte darauf der guten Dame die wahre Lage. Sie war sprachlos, ebenso ihr Gatte, der sich später zu uns gesellte und der sich von mir nochmals die ganze Geschichte erzählen ließ.

Wer sich weniger wunderte, war ich. Ich kannte die Leichtigkeit, mit der es Mr. X gelang, sich ohne Gewährung jeder Sicherheit

2 Photos:

Von Jakob Tuggener

Die schlechte alte Zeit

